

## Ziva

Rückblickend könnte man sagen, wir hätten uns von dem Orang-Utan-Weibchen nicht provozieren lassen sollen.

Rückblickend könnte man sagen, das Orang-Utan-Weibchen hat uns eine Falle gestellt, und wir sind geradewegs hineingetappt.

Denn ohne die Aktion des Orang-Utan-Weibchens müsste unsere Tochter nicht jeden Sonntagabend ihren Kinderrolley packen, um zum jeweils anderen zu ziehen. Sie müsste nicht absichtlich Dinge bei ihrem Vater vergessen, nur um ihre Eltern noch einmal gemeinsam sehen zu können; für diesen mageren Moment, wenn Alexander die Türe öffnet und ich ihn auffordere, das vermeintlich Vergessene zu holen – den Turnbeutel, die Kuschedecke, den ersten herausgefallenen Zahn, den zweiten herausgefallenen Zahn, was auch immer.

Ohne die Aktion des Orang-Utan-Weibchens wären wir wahrscheinlich noch das, was man eine „richtige Familie“ nennt.

Trotzdem hege ich keinen Groll gegen Ziva. Vielmehr bin ich ihr aufs Innigste dankbar. Sie hat dafür gesorgt, dass ich noch einmal die Spur gewechselt habe für diese letzten Jahre meines Lebens.

Vielleicht sollte ich schon an dieser Stelle erwähnen: Ich werde nicht alt werden. Meine Mutter ist mit dreiundvierzig gestorben, meine Großmutter ist mit dreiundvierzig gestorben. Wie könnte ich anders, als davon auszugehen, dass das bei mir genauso sein wird?

Nur noch sechs Jahre. Countdown. Ich kaue auf meinen Fingerkuppen herum und reiße mit den Zähnen kleine Hautstückchen ab, wenn ich, so wie jetzt, darüber nachdenke. Meine Finger sehen furchtbar aus.

Weil ich um mein frühes Ende weiß, handle ich oft sehr impulsiv. Alexander meinte einmal, das sei keine Impulsivität, sondern Unberechenbarkeit. Aber ich bleibe dabei: Ich bin impulsiv. Weil ich verdammt nochmal nicht die Zeit habe zu grübeln, Pros und Cons abzuwägen, lauwarmer Kompromisse auszuhandeln. Wohlüberlegte Entscheidungen sind etwas für Leute, die lange leben dürfen. Die sich den Luxus leisten können, jede Situation genau zu analysieren, alles von allen Seiten zu betrachten, um schließlich doch nur das zu tun, was ihnen ihr Gefühl schon am Anfang gesagt hat. Ich gebe meinen Gefühlen immer nach. Immer und sofort. Nein, anders: Ich gebe ihnen nicht nach, vielmehr setze ich sie um. Wenn ich Lust bekomme auf schwarze Wände im Schlafzimmer, dann streiche ich die Wände im Schlafzimmer schwarz. Und wenn mir von einem Augenblick auf den nächsten klar wird, dass ich eine Beziehung nicht weiterführen will, dann führe ich eben ihr Ende herbei. In Alexanders Fall hat dafür ein Ausflug in den Zoo gereicht; am fünften Geburtstag unserer Tochter.

An Neles Geburtstagen bin ich immer sehr nervös, nervöser als sonst. Schließlich tickt nicht nur meine, sondern auch ihre Uhr schneller als die der meisten Menschen. Ich habe Nele dann fortwährend als den Teenager vor Augen, der sie sein wird, wenn ich gehe. Ich sehe sie mit Pickeln auf der Nasenwurzel und hellen Härchen in der Achselhöhle, ich sehe sie mit scheinbar über Nacht breiter gewordenen Hüften und einer Wärmflasche auf dem Unterleib. Schon lange führe ich ein Notizbuch mit dem Frauenwissen, das jede Mutter an ihre Tochter weiterreichen sollte. Das werde ich Nele überreichen, bevor ich sterbe. Ich hätte mir von meiner Mutter damals auch so etwas gewünscht.

An Neles fünftem Geburtstag hatten Alexander und ich frei. Alexander sah mir meine Befindlichkeit natürlich an. Schon mit dem Aufwachen in unserem schwarzen Schlafzimmer lag in seinen Augen die Bitte: „Reiß dich zusammen!“

Während Nele die Kerzen ihres Geburtstagskuchens ausblies, musste ich kurz aus der Küche gehen. Ich spürte dabei Alexanders Blick in meinem Rücken, der wieder sagte: „Reiß dich zusammen!“

Auf dem Weg zum Zoo – wir fuhren mit dem Bus, lehnten am Faltenbalg, während Nele auf dem sich drehenden Boden saß und „Karussell“ spielte – sprach er es schließlich aus, nur etwas milder formuliert: „Bitte! Versuch doch, es zu unterdrücken.“

„Ich tue die ganze Zeit nichts anderes“, antwortete ich leise. Und ich gab mir ja wirklich Mühe: Um, wenn schon nicht fröhlich, so doch zumindest albern auszusehen, hatte ich extra so eine Skimütze mit künstlichen Haaren aufgesetzt.

Alexander seufzte. „Und wenn du nicht aufhörst, auf deinen Fingern herumzukauen, liefere ich dich direkt bei den Nagetieren ab.“ Er versuchte, es liebevoll klingen zu lassen, und kraulte mein neongrünes Kunsthaar.

Mein Dreiundvierzig-Schicksal war von Beginn an ein leidiges Thema zwischen uns. Alexander vertrat den Standpunkt: Was meiner Mutter und Großmutter widerfahren ist, sei Zufall. Für mich heiße das überhaupt nichts. Ich gäbe dem Thema zu viel Raum, meinte er immer. Ausgerechnet er, der sonst alles durchdenken und analysieren will, Ursachen, Erklärungen, Lösungen finden muss. Ausgerechnet er seufzte nur noch oder berührte mich auf eine Weise, die lediglich als Abwiegen zu deuten war, sobald ich auf meinen Tod zu sprechen kam. Dass ich mein Leben danach ausrichte, versteht er nicht. Bis heute versteht er das nicht. Wie für so Vieles, fehlt ihm auch dafür die Vorstellungskraft.

Im Zoo steuerten wir nicht zuerst die Nagetiere an, sondern, weil es draußen grau war und kalt, das Menschenaffenhaus. Nele und Alexander stellten sich vor die Panoramascheibe des Orang-Utan-Geheges. Ich nahm hinter ihnen am Rand einer Holzbank Platz, indem ich die dort sitzenden Kinder ein wenig zu rabiät zusammenschob; deren Füßchen, in wasserabweisende Allwetterstiefel gepackt, ragten kaum über die Sitzfläche hinaus. Eine Frau, die wohl auch gerne gesessen hätte, schaute mich pikiert an.

„Guckt mal, ein Baby!“, rief Nele.

Ein Orang-Utan-Weibchen lag in der Mitte des Geheges. Auf seinem Bauch turnte ein Junges herum, krallte die Finger ins Fell der Mutter, saugte ein paar Schlucke an ihrer Brust, spielte an ihrem Mund, ließ die labberige Unterlippe immer vor- und zurückschnappen. Als es der Affenmutter zu viel wurde, stand sie auf – das Baby schwang sich dabei auf ihren Rücken – und lief auf allen Vieren umher.

„Orang-Utan‘ bedeutet ‚Waldmensch‘“, las ich auf der Infotafel. Der Name des Affenweibchens: Ziva. Ihr Junges, Baia, war vor drei Monaten zur Welt gekommen. Außerdem erfuhr ich, dass Orang-Utan-Mütter ihr Kind im ersten halben Jahr niemals absetzen und auch im nächsten halben Jahr kaum; unentwegt tragen sie es mit sich herum. Als ich das las, kamen mir die Tränen. Ich stand auf, um meiner Tochter übers Haar zu streichen, ihren Pferdeschwanz ein paarmal durch meine Finger gleiten zu lassen, bis sie ihren Kopf schüttelte, als wäre meine Hand ein lästiges Insekt.

Ziva ging nun zielstrebig auf einen Kletterbaum zu. Dort zog sie zwischen den Ästen ein großes Stück Pappe hervor. Die Äffin schaute zum Fenster und ließ ihren Blick rundum gleiten, als überzeuge sie sich davon, dass die Aufmerksamkeit der Besucher gerade ausschließlich auf ihr lag. Vielleicht, so denke ich manchmal, wollte sie auch wissen, ob Alexander und ich hinguckten. Vielleicht galt die ganze Aktion sowieso nur uns.

Dann streckte Ziva ruckartig beide Arme nach oben und hielt das Stück Pappe in die Luft. Sie hielt es verkehrt herum, weshalb wir den mit dicken, schwarzen Buchstaben geschriebenen Satz nicht sofort entziffern konnten. Schließlich las Alexander ihn langsam vor.

„Alexander“, sagte Nele. Sie darf uns beim Vornamen nennen. „Alexander“, sagte sie also, „was bedeutet das?“

„Kei-ne Ahnung“, antwortete er entgeistert. „Das muss ich mir erstmal durch den Kopf gehen lassen.“

Ich hingegen verstand Ziva sofort.

Sie lief ein Stück Richtung Scheibe, auf uns zu, setzte das Schild ab und betrachtete es mit geneigtem Kopf. Kurz darauf drehte sie es und zeigte es wieder hoch; nun war die Schrift richtig herum. Baby Baia hatte sich festgekrallt an der Schulter seiner Mutter. Die senkte die Arme leicht und hob das Plakat daraufhin ganz nach oben, wie um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen. Das ruckartige Heben und Senken des Schilds führte sie mehrmals durch. Jegliche mütterliche Herzlichkeit war aus Zivas Gesicht gewichen. Unter dem Licht der Neonröhren sah ihr Fell aus, als stünde es in Flammen. Und ich spürte plötzlich eine so innige Zuneigung, eine so tiefe Verbundenheit zu dieser Affendame wie, von meiner Tochter abgesehen, schon lange zu keinem Menschen mehr.

Sieben Sumatra-Orang-Utans leben in dem Gehege. Die meisten Kinder beobachteten die Affen zunächst weiter, als sei alles normal. Die Erwachsenen aber tuschelten und grinsten. Sie hielten ihre Telefone hoch, drehten Videos, fotografierten. Irgendjemand dachte sich den Hashtag „angryape“ aus, unter dem die Aktion im Internet die Runde zu machen begann.

Ziva setzte die Pappe ab und nahm die Hand vor die Stirn, als würde es blenden. Oder als würde sie Ausschau halten. Nach uns? Dann begann sie wieder, das Schild ruckartig zu heben und zu senken. Dabei hielt sie es bloß noch mit einer Hand fest, die andere ballte sie zur Faust und grunzte jedes Mal, sobald das Schild oben war.

Bis heute habe ich dieses tiefe, kehlige Grunzen im Ohr, wenn ich an Ziva denke.

Nach einer Weile sagte Alexander: „Da wird aber jemand heftigen Ärger bekommen.“

„Wieso meinst du?“, fragte ich.

„Na, einer der Pfleger. Entweder war es Absicht, oder er hat sich das Altpapier nicht genau angeguckt. Die geben den Affen doch oft Pappe und Papier zum Spielen.“

Diese spröde Unlust zur Phantasie. Ich weiß nicht mehr, ob ich tatsächlich oder nur in meiner Erinnerung gähnte, weil ich denke, an dieser Stelle hätte ich gähnen müssen. Jedenfalls war dies der Moment, ab dem ich nicht mehr mit Alexander, dem phantasielosen, pragmatischen, stets Bescheid wissenden Alexander zusammen sein wollte. Der Moment, in dem ich mich entschied, an Ziva zu glauben. An ihre

unglaubliche Fähigkeit zu denken, zu kritisieren, zu fordern, sich ein Stück Pappe zu besorgen sowie einen Stift und daraus ein Protestschild zu basteln.

„Ich denke, Ziva hat das selber gemacht“, konstatierte ich.

„Ziva?“

„So heißt die Affendame.“

„Aha. Ziva. Und woher weiß Ziva, wie Demonstrieren geht?“

„Vielleicht guckt sie mit ihrem Pfleger abends immer die ‚Tagesschau‘“, sagte ich. „Sie ist mutig. Sie wird wissen, dass jederzeit ein anderer Affe eine Gegendemo starten oder die Polizei mit Wasserwerfern vorfahren könnte.“

Ich machte eine kurze Pause und betrachtete Alexanders Gesicht, das unbewegt blieb, von der Seite. Dann sprach ich weiter: „Womöglich ist diese Art von Protest ab einem gewissen IQ etwas ganz Natürliches, etwas Intuitives. Etwas, das man tut, wenn’s einem reicht.“

„Mir reicht’s auch gleich“, sagte Alexander.

„Du hast doch bloß Angst davor, dass hier gerade etwas passiert, was du dir nicht erklären kannst.“

Ich hörte, wie Alexander seine nächsten Worte verschluckte.

Wir schauten durch die Scheibe. Die Aktion wirkte perfekt inszeniert: Äffin Ziva stand mit Baby Baia genau in der Mitte des Geheges. Sie hob und senkte das Protestschild und stieß dabei rhythmisch ihren Grunzlaut aus. Die anderen Tiere hingen am Rand, in den Seilen, und gaben sich vollkommen unbeeindruckt. Mit Ausnahme des größten Männchens. Es beobachtete aus seinem Strohhaufen heraus – ob mit Interesse oder Argwohn wusste ich nicht zu deuten – abwechselnd Ziva und das Geschehen im Publikum.

Vor der Glasscheibe kam es zu Gedränge. Die Sache hatte sich herumgesprochen, und nun eilten die Leute von den anderen Gehegen herüber. Es wurde stickig, stickiger als ohnehin schon in einem Affenhaus.

Unter den Umstehenden entspann sich eine Diskussion darüber, was die Affenmutter eigentlich sagen wollte. Die Frau, die mich vorhin so pikiert angesehen hatte, hielt es für „linksradikale Propaganda“; davon bekomme sie schon am ersten Mai immer zu viel. Jemand widersprach, hielt die Forderung für „rechts“ und nannte

Ziva einen „Orang-Wutan“. Noch ein anderer deutete die Aufschrift als „neoliberales Wunschdenken“, mit dem offensichtlich sogar Zootiere infiltriert würden. Und ein älterer Herr, der sein Enkelkind an der Hand hielt, wunderte sich, weshalb da nicht „Rettet den Regenwald!“ oder „Boykottiert Palmöl!“ stünde, jedenfalls „irgendetwas mit direktem Affenbezug“.

Ich sagte, es sei vollkommen irrelevant, was wir von der Aufschrift hielten. Diesem Tier hier sei es immerhin gelungen, seine Gedanken zu äußern, deshalb sollten wir es auch ernst nehmen.

Die Leute lachten, Alexander zog die Augenbrauen hoch, und die pikierte Frau sagte zu mir: „Am besten, Sie setzen sich gleich mit in den Stall.“

Alexander verteidigte mich nicht.

Die Frau wandte sich von der Scheibe ab und schaute hinter sich in die Menschenmenge. Ihre Augen suchten einen Zoomitarbeiter. „Kann jetzt endlich mal jemand dem Affen dieses Schild wegnehmen? Passt denn hier niemand auf?“, rief sie.

Bei dem Wort „aufpassen“ schlug mir auf einmal das Herz bis zum Hals. „Wo ist Nele?“, fragte ich. Sofort schob ich mich aus dem Gedränge heraus. Alexander schaute erst nach links und rechts auf den Boden, ehe er mir folgte. Als wäre Nele klein genug, sich im Rindenmulch zu verstecken. Wir liefen am Schimpansenfenster vorbei, liefen am Gorillafenster vorbei, riefen nach Nele.

Alexander fuhr mich an: „Das ist nur passiert, weil du in diese dämliche Diskussion einsteigen musstest.“

„Ja, ja“, würgte ich ihn ab. Ich schwitzte, behielt meine Mütze aber auf.

Schließlich fanden wir Nele auf der anderen Seite des Gebäudes, beim anderen Eingang. Seelenruhig stand sie vor einer mit Spendenmünzen gefüllten Erdkugel und versuchte, sie zu drehen, erfreute sich an dem Klirren, das zu hören war, sobald sie die Welt ein wenig bewegt hatte.

„Gott sei Dank, da bist du!“, sagte ich erleichtert.

„Du kannst doch nicht einfach weglaufen“, ermahnte Alexander.

„Es war so eng bei den Affen“, erklärte Nele.

„Eng bei den Menschen“, korrigierte ich.

„Carmen!“, schrie Alexander jetzt.

Das ist übrigens mein Vorname: Carmen. Ich verrate ihn nur ungern, ich mag ihn nicht, er ist nicht zeitgemäß. Car: Auto. Men: Männer. Aber an dieser Stelle lässt er sich nicht länger verschweigen, denn Alexander schrie nun mal: „Carmen! Du hörst jetzt sofort auf!“

„Ich denke nicht daran.“

Wir überredeten Nele, mit uns zu den Orang-Utans zurückzugehen. Alexander und ich – darin immerhin waren wir uns einig – wollten wissen, wie die Sache ausging. Auf dem Weg sprachen wir nur mit Nele, aber nicht miteinander.

Die Sicht aufs Gehege war inzwischen versperrt. Wir sahen bloß noch einen Pulk von erwachsenen Anorak-Rücken und hörten Zivas rhythmisches Grunzen. Sämtliche Kinder hatten das Interesse verloren. Sie rannten oder tapsten, je nach Alter, auf den verbliebenen Freiflächen umher. In der Zwischenzeit war außerdem eine lärmende Schulklasse ins Affenhaus gekommen. Die Schüler hielten Klemmbretter; „Verhaltensbiologie“ stand oben auf dem Blatt. Notizen machten sie sich keine, dafür äfften ein paar Jungen Ziva nach, indem sie ihre Klemmbretter in die Luft stießen. Dazu riefen sie: „Uga, uga!“

Ich wollte zu Ziva. Ich wollte sie noch einmal sehen, sie ermutigen, sich nicht entmutigen zu lassen. Aber ich schaffte es nicht rechtzeitig, mich an den Leuten vorbei bis zur Scheibe zu drängeln. Zwei Pfleger und drei Männer vom Sicherheitsdienst waren jetzt da und forderten uns auf, das Affenhaus zu verlassen. Es entstand ein kleiner Tumult. Die Leute schoben einander und rempelten.

Die pikierte Frau von vorhin nutzte die Gelegenheit, um sich bei einem der Pfleger zu beschweren. Darüber, dass jetzt also auch noch die Affen etwas zu sagen hätten. Darüber, dass die Tiere in diesem Zoo offensichtlich machen dürften, was sie wollen.

Der Pfleger nickte nur. Mit seinen Armen winkte er unablässig in Richtung der beiden Ausgänge. „Bitte gehen Sie!“, rief er. „Es wird den Tieren zu viel.“

Vor dem Gebäude zerstreute sich die Menschenmenge. Nele wollte zu den Pinguinen. Das klang nach kühler, frischer Luft; es sollte uns recht sein. Alexander und ich ließen uns schweigend von unserer Tochter durch den Zoo führen, wie durch diesen ganzen Tag.

Alexander spulte danach sein Leben ab, als sei alles wie immer. Er brachte Nele in den Kindergarten, ging ins Büro, kam heim. Brachte Nele in den Kindergarten, ging ins Büro, kam heim. Einmal setzte ich aus den Buchstabenmagneten an unserem Kühlschrank das Wort „Affe“. Alexander machte „Affekt“ daraus. Direkt sprachen wir die Geschehnisse im Zoo aber nie an.

Ich schaute Dokumentationen über Menschenaffen, ich lieh mir Bücher aus, las sie mit Nele vor dem Einschlafen. Und ich bestellte drei Orang-Utan-Kostüme. Zehn Tage musste ich auf die Lieferung warten. Als das Paket endlich da war, riss ich es der Nachbarin, die es angenommen hatte, regelrecht aus den Händen.

Am darauffolgenden Morgen, einem Samstag, stand ich vor Alexander auf, machte Frühstück und zog eines der Kostüme an. Ich hielt die Kaffeekanne in meiner langen, ledrigen Affenhand, als Alexander die Küche betrat. Er versuchte gar nicht erst zu lächeln, weil er mich gut genug kannte, um zu wissen, dass ich keinen Spaß machte.

Nele saß schon am Tisch und löffelte ihre Cornflakes. Auch sie trug ihr Orang-Utan-Kostüm. „Wir gehen heute verkleidet in den Zoo“, verkündete sie. Ihren Affenkopf hatte sie auf den Stuhl neben sich gelegt, um essen zu können.

Ich trug meinen Kopf schon und sagte, was sich durch das Kostüm hindurch wahrscheinlich etwas gedämpft anhörte: „Ich habe auch noch ein Männchenkostüm. Mit extra dicken Wangenwülsten. Bist du dabei?“

Rotes Fell hing vor meinen Augen. Trotzdem konnte ich die Fassungslosigkeit in Alexanders Gesicht gut erkennen. „Das hier nehmen wir mit“, erklärte ich und zeigte ihm das Pappschild, auf das ich Zivas Forderung geschrieben hatte.

Alexander schob mich aus der Küche, versuchte, mir den Kopf vom Kopf zu ziehen; ich hielt ihn fest.

„Dass du Nele da mit reinziehst, ist nicht in Ordnung“, sagte er.

„Sie hat aber gesagt, sie will mit.“

„Wenn du das jetzt machst, ist es vorbei.“

„Ich weiß,“ antwortete ich.

Fünfmal war ich mit Nele im Affenhaus demonstrieren, bis mir der Zoo ein Besuchsverbot erteilte.

Manchmal sagt Nele, wenn sie gewusst hätte, dass Alexander deswegen so böse werden würde, wäre sie damals nicht mitgekommen. Ich versichere ihr dann, dass es das einzig Richtige war, was wir getan haben. Die Verärgerung ihres Vaters sei doch der beste Beweis.

Nele wird sich an mich als eine mutige Frau erinnern können, die zwar kein langes Leben hatte, aber immerhin genug Phantasie, es zu ertragen.